



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Sonderleistungen der deutschen Kunst**

**Pinder, Wilhelm**

**München, 1944**

Baukunst

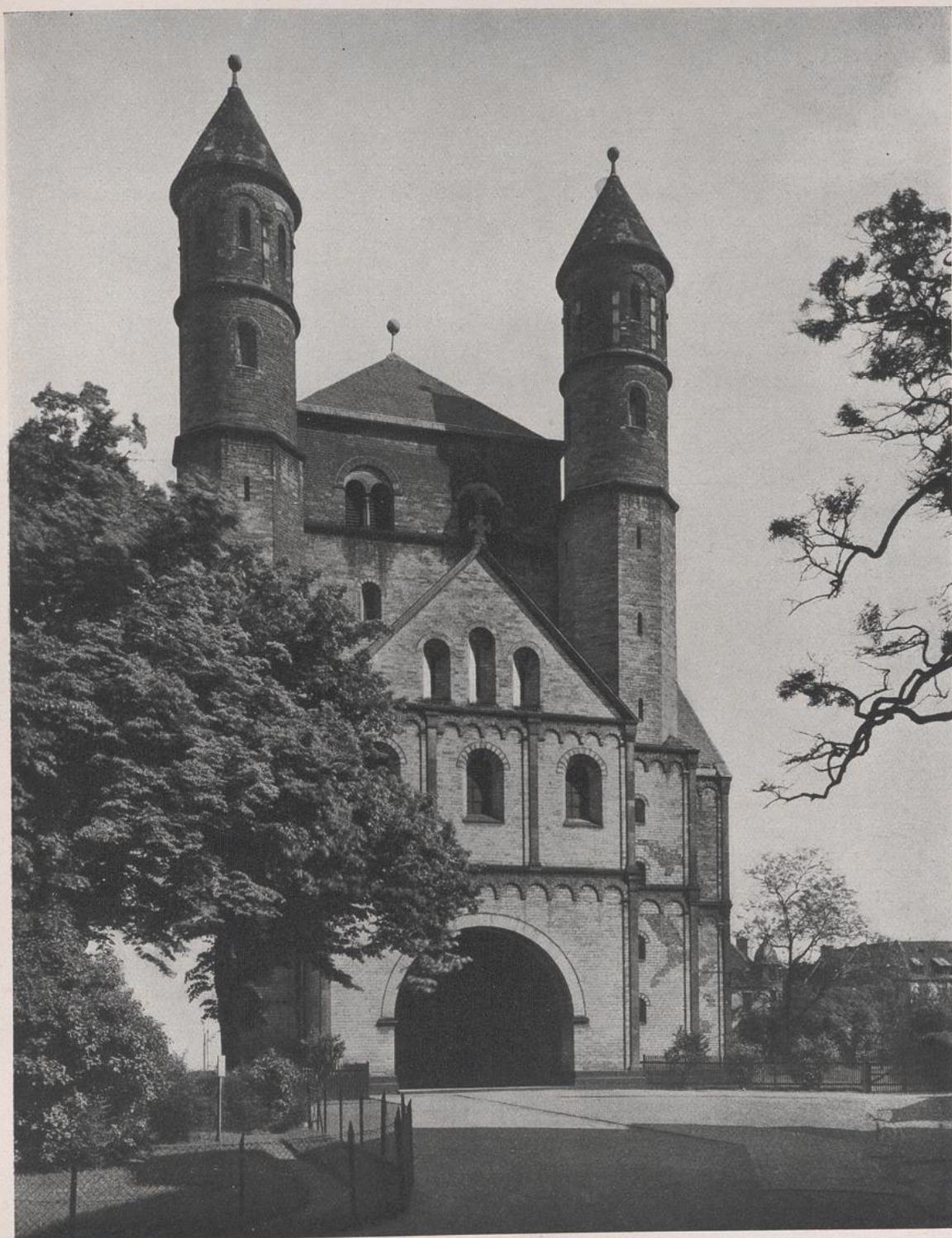
---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-76633](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-76633)

danach, wie unsere Sonderleistungen nach außen gewirkt haben, als danach, was sie selber seien. Dies ist zudem die heilsame Ergänzung zu einer anderen Einsicht: man sollte ja auch viel weniger danach fragen, woher etwas „komme“, als danach, was es selber sei. Was wir betrachten wollen, das ist, und eben dieses wollen wir wissen.

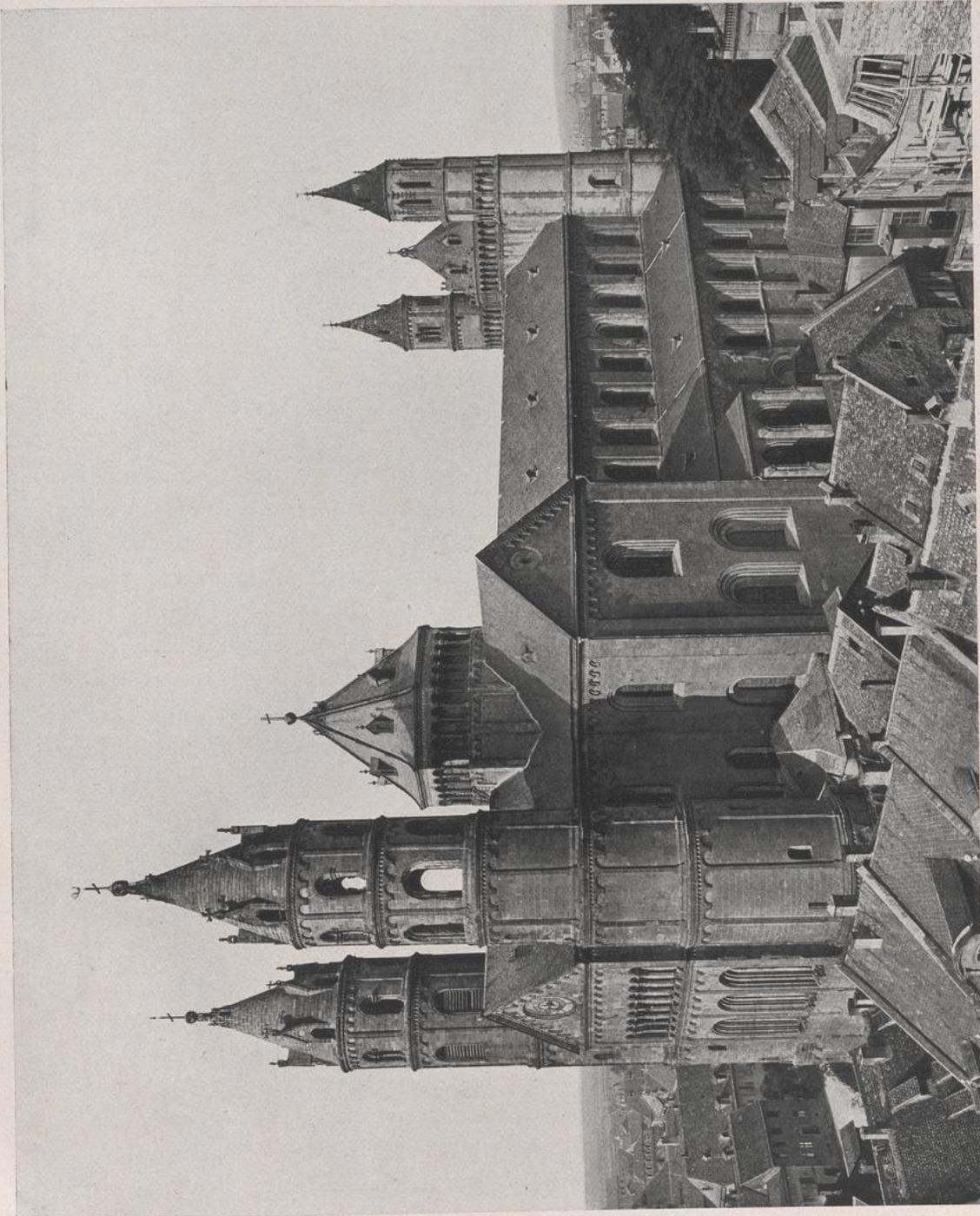
## B A U K U N S T

Als der westliche Teil des heutigen Deutschland noch mit dem östlichen des heutigen Frankreich in enger Verbindung stand, im fränkischen Reiche also, lebte eine Schicksals- und Begabungsgemeinschaft zwischen einem Teile der späteren Franzosen und einem Teile der späteren Deutschen, die sehr lange nachgewirkt hat, ja, die noch heute dem Aufmerksamen in einem letzten Schimmer unverkennbar bleibt. Sie zeigt sich auch im 13. Jahrhundert in dem gemeinsamen Besitze einer überwältigend großartigen Steinbildnerei; diese gehört wesentlich zu jenem Kernlande des ehemaligen fränkischen Reiches. Dennoch, bei aller Gemeinsamkeit der Begabung und oft sogar der Einzelformen, kann der heutige Betrachter, wenn er sich nicht von den Irrlichtern allgemeingültiger Stile („Gotik“) verführen läßt, die Unterschiede im Gemeinsamen mit Sicherheit aufspüren. Staufische Kunst Deutschlands und gotische Kunst Frankreichs sind gleichzeitig, gleichwertig (wenn auch gewiß nicht gleich zahlreich) und bei gemeinsamer Grundlage dennoch auch verschiedenartig. Die Unterschiede deuteten sich aber schon vor der Trennung, schon in karolingischer Zeit, an. Karolingisch ist in engstem Sinne nur fränkisch, also nicht einfach deutsch, nicht einfach französisch. Dennoch trägt schon der westfränkische Flügel die Keime der französischen, der ostfränkische jene der deutschen Kunst in sich. Daß nicht die Deutschen, sondern die Nordfranzosen zur Gotik vorstießen — damit zu einer ihrer bewundernswertesten Sonderleistungen, ja wohl doch ihrer größten —, das wird schon aus dem Karolingischen verständlich. Gemeinsam war die Leistung, die aus dem ununterbrochen einfachen Rhythmus der stadtrömischen Basilika die Abfolge weniger, in sich reicher Joche umgestaltete: aus dem Übereinander verschiedener, in sich selber gleichartiger Reihen (Arkade, Obermauer, Lichtgaden), das Hinter- oder Neben-



2 Köln. St. Pantaleon

einander gleichartiger, in sich selbst verschiedenartig zusammengesetzter Gruppen (Joche, „Traveen“). Sehr wesentliche Beispiele bietet schon dabei gerade der östliche, deutsche Teil des Kernlandes, bald auch sein nächster Nachbar, der niedersächsische Raum. Gemeinsam war anfangs auch noch die zweiseitige Auslegung des Bauwerkes. Die Deutschen bevorzugten sie schon früh. Sie behielten sie aber auch bei, als die Franzosen sie aufgaben. Warum? Mit dem Entstehen der Gotik auf nordfranzösischem Boden, ja schon mit ihrer Vorbereitung auf normannischem, wird der Sinn des Vorganges klar. Die Nordfranzosen strebten auf ein einseitig gerichtetes Gliedergerüste des Raumes zu. Von einer einzigen Fassade zu einem einzigen Chore in einseitiger Richtung den Raum zu entfalten und dabei die Masse durch die Glieder zu verdrängen — ein erhabener und schöner Gedanke —, das war das Ziel der Normannen und der Westfranken, also der Nordfranzosen. Von der inneren Mitte aus das Bauwerk zweiseitig ausstrahlen zu lassen, dem Ostchore ein Westwerk, bald schon (bereits im Plane für St. Gallen um 830) einen Westchor entgegenzusetzen, den Bau als selbständiges Mal ausstrahlen, mehr denn als Raum die Gläubigen einsaugen zu lassen, das war — ebenfalls ein erhabener und schöner Gedanke — das Ziel der Ostfranken, bald auch der Niedersachsen, damit also der Deutschen. Das Raumjoch, vielleicht urgermanisches Erbe, war beiden gemeinsam. Die einseitige Folge der Joche von Westen nach Osten bevorzugten die Franzosen, ihre zweiseitige Ausstrahlung nach Osten und nach Westen hin die Deutschen. Damit war der Weg der beiden größten Völker des Nordens vorgezeichnet: der entschiedene Längsbau für die Nordfranzosen, der selbst im Längsbau geheim wirkende Zentralbau für die Deutschen; die „Gotik“ für die Franzosen, die „Staufik“ für die Deutschen. Noch mehr: die Vorherrschaft des Innenraumerlebnisses bei den Franzosen führte sie frühe zur Aufspaltung der Masse in Glieder, zuletzt zur Weggliederung der Masse, zur Durchschiebenheit, also zur „Gotik“. Die Vorherrschaft der Körpergestaltung bei den Deutschen führte sie frühe zur Gliederung der Masse ohne deren Zerschlitzen, zur Reliefschichtung der erhaltenen Masse, zuletzt zur „Staufik“. Schon im 11. Jahrhundert treten im salischen Frühbau von Speyer (1030—1060) und in der normannischen Abteikirche von St. Etienne zu Caen (ab 1066) die Grundanschauungen weit auseinander; gleichwertig, gleich großgesinnt, aber verschieden sich formend.



3 Worms. Dom



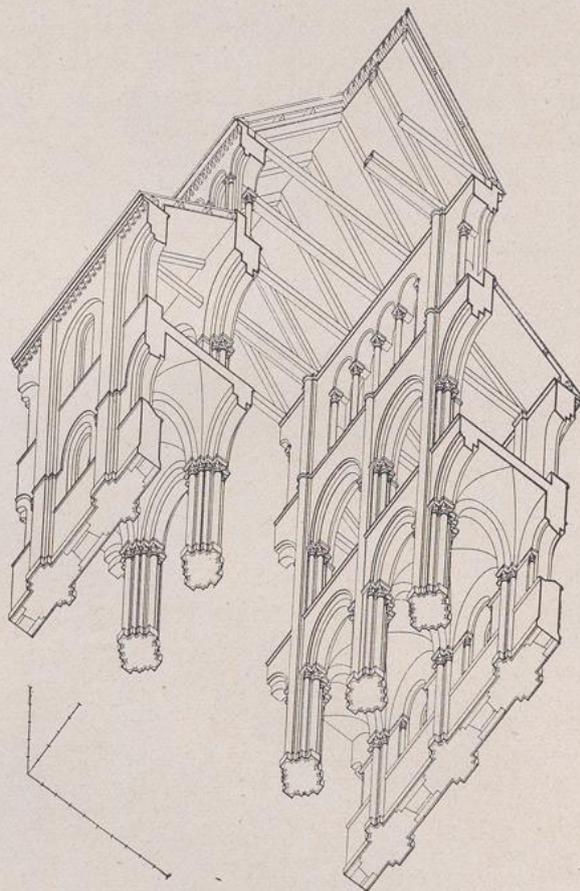
4 Speyer. Dom

Den weitgeöffneten Bogen, den weitgeöffneten Emporen, dem dreiteiligen Laufgaden von Caen stehen die engen Bogen und schlichten Fenster von Speyer, dafür aber kühn übergriffen von aquäduktartigen Blendbogen, gänzlich selbständig gegenüber. Gliederung ist beides, Jochbildung ist beides, aber der Weg von Caen führte im weiteren Fortschreiten schließlich zur scheinbaren Weggliederung des Steines im Inneren, erkaufte durch dessen wirkliche Verlagerung nach außen als wahres Gebirge offener Strebebogen. Der Weg von Speyer führte gewiß schon im späten 11. Jahrhundert an Speyer

selbst zur ersten Eindeckung eines wirklich großen Basilikalbaues mit Kreuzgewölben. Diese Gewölbe aber waren nur gratig, und der Weg der Wölbung des basilikalischen Mittelschiffes in Stein wurde selbst im Rheinland, von Mainz abgesehen, nur zögernd und ohne dringliche Folgerichtigkeit durchgegangen, während gegen 1100 die Normandie schon zum Kreuzrippengewölbe vorschritt. Zugegeben! Hiermit war der Weg der Nordfranzosen zur Gotik noch deutlicher gesichert, und der Weitergang bis zu den klassischen Kathedralen Nordfrankreichs war so großartig folgerichtig, wie in der Geschichte deutschen Kunstschaffens vielleicht wirklich nur jener der Symphonie von Stamitz und Haydn bis zu Bruckner und

Brahms. Gerne wird dies zugestanden; gerade deutsche Wissenschaft hat sich seit 100 Jahren im Aufklären dieser Zusammenhänge, im Berichtigen des romantischen Traumes vom deutschen Ursprunge der Gotik (womöglich „aus dem deutschen Walde“) bewährt. Daß aber Deutschland den Weg dieser klassischen Gotik nicht ging, das war wirklich nicht ein einfaches Versagen, es war durch ein anderes Wollen begründet. Dieses andere Wollen hat selbst da, wo kaiserfeindliche Gesinnung aus gleichwohl deutschem Ausdrucksvermögen den Stil der Hirsauer Bauten schuf — Sonderleistungen sind auch

diese, und gleich allen zugelassenen Einzelformen ist bei ihnen das Würfelkapitell, eine höchst vernünftig klare Bauform und mindestens eine Vorzugsleistung der Deutschen, zur größten Feinheit entwickelt —, es hat selbst da einen antigotischen Weg gesucht: bei einseitiger Gerichtetheit den bewußten Verzicht auf die Wölbung des Mittelschiffes. Dieses Wollen setzte aber vor allem in der staufischen Zeit gerade da, wo man Frankreich am nächsten war, wo man es am besten kannte, im Rheinlande also, mit dem Verzicht auf das offene Strebewerk — den selbst die „gotisch“ ausgeführten Bauten der letzten Stauferzeit, St. Elisabeth zu Marburg und Liebfrauen zu Trier, deutlich leisten —, mit der Vorliebe für den Kleeblatt-



5 Caen. St. Etienne



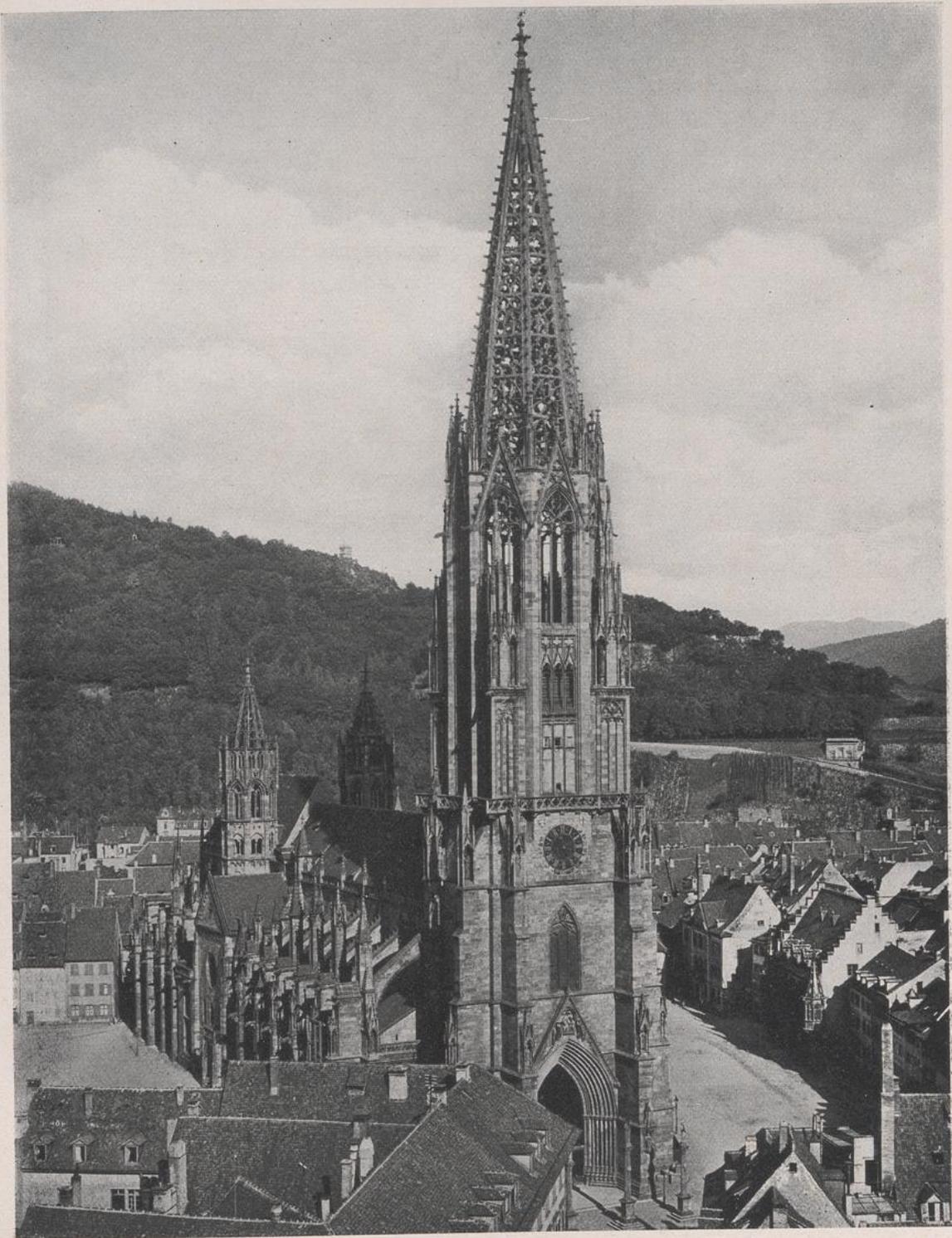
6 Köln. Groß-St.-Martin



7 Mainz. Dom, Westchor

chor, für die Mittenbetonung und besonders für den Doppelchor, Formen einer ausgesprochen antigotischen Ganzheit durch. Der Weg ging nicht von einer mißverstandenen bis zu einer innerlich verstandenen Gotik, sondern von der lebensstarken Ablehnung der fremden Gesamtform zur Begründung einer eigenen; er ging über eine sehr kurze Strecke der Aneignung des Fremden (Interregnum und Folgen!) zu abermals unfranzösischen, in Wahrheit ungotischen Formen, zur deutschen Hallenkirche. Gewiß, ein bössartiger Einwand ist leicht vorzustellen: „die Deutschen haben die Gotik nicht zu schaffen vermocht; dieses Versagen nennen sie jetzt eine Sonderleistung.“ Der Einwand ist durch die Geschichte unserer Baukunst widerlegt. Mag man das Festhalten am Doppelchore, einer geradezu antigotischen Form, mehr ein Sonderverhalten als eine Sonderleistung nennen: Schöpfungen wie Groß-St.-Martin, St. Aposteln, St. Gereon zu Köln oder St. Patroklus zu Soest, wie die Westchöre von Worms und Mainz, wie die verlorene Kirche auf dem Harlunger Berge bei Brandenburg, sie beweisen, daß die Deutschen des 13. Jahrhunderts mit großartiger Phantasie gearbeitet und einen von plastischem Willen beseelten wahren Stil, einen eigenen geschaffen haben, der den eigentlichen Sinn der Gotik verneinte (nicht etwa: erfolglos erstrebte!). Er war nicht in gleicher Dichte vertreten wie der gleichzeitige französische der Gotik — sonst wären ja nicht so viele deutsche Künstler an den Kathedralen des Nachbarlandes tätig gewesen —, er hatte in seiner Eigenwilligkeit keine werbende Kraft, aber er war von stolzer Selbstsicherheit — bis zum Interregnum. Er war von kaiserlicher Großartigkeit — bis zum Sturze der Kaisermacht. Das Sonderverhalten erbrachte Sonderleistungen: nicht nur Westwerk oder Westchor an Stelle der doppeltürmigen Westfassade, sondern auch den Kleeblattchor und die Zwerggalerie. Die letztere ist auch der lombardischen Kunst bekannt; der Vorrang Speyers vor Ferrara aber steht heute fest, und die salische Nischengalerie von Hersfeld wird wohl doch eine der Vorformen sein; sie beruht auf dem gleichen plastischen Gefühle wie die entwickelte Zwerggalerie: Gliederung der Masse ohne ihre Zerspaltung.

Gänzlich eindeutige Sonderleistungen entstehen vollends im Einturm der Großkirchen. Landkirchen kennen ihn natürlich überall. Aber ein Werk wie der Freiburger Münsterturm ist nicht ländlich, sondern groß-



8 *Freiburg. Münster*

zünftig städtisch. Er steht nicht allein. Eßlingen, Bern, Ulm, Landshut, Danzig, St. Marien in Stralsund sind nur einige von recht vielen Beispielen. In Regensburg sah einer der Pläne ebenfalls den Einturm vor. In Wien und in Straßburg war er nicht geplant, wurde im Umwege aber doch erreicht. Wien, Straßburg und Köln waren die großen Vororte, die noch im 6. Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts auf dem Regensburger Hüttentage für ganz Deutschland festgelegt wurden; dazu als vierter Bern für die Schweizer (denen damit zugleich Sonderstellung und Zugehörigkeit bescheinigt wurde). Von diesen vier Vororten hat nur Köln Doppeltürme erhalten. Und selbst deren Verhältnis zur Fassade erlaubt es, geradezu von verdoppelten Eintürmen zu sprechen. Denn sie wachsen, die gotische Fassade zur Winzigkeit zusammenpressend und nahezu entwertend, aus mächtiger Breite zur Spitze auf, und dies an einem Bau, der nun wirklich im Sinne des Interregnums aus innerem Entschlusse, unter deutlichem Verluste der stauischen Ganzheit, sich in die Reihe der westlichen Kathedralen stellen wollte. Weiter: immer müssen die deutschen Türme einen Helm, damit eine Spitze haben. Die französischen Türme haben fast durchweg auf diese verzichtet, obwohl sie stets geplant war. Auch dies verrät geheimen Sonderwillen (bei den Franzosen), es ist durchaus sinngemäß. Die französischen Westtürme, als Flanken einer einseitig entscheidenden Eingangswand, sind gleichsam Pylonen, also Torwächter. Sie sind nicht Mäler und nicht Teile eines Males — so wie der französische Bau auch durch die Fassade als seinen wichtigsten Sinn den Innenraum betont, in den wir durch jene gelockt werden sollen, und gerade durch die glänzendste (Reims!). Die deutschen kaiserlichen und bischöflichen Dome, die deutschen städtischen Münster sind — ohne den heiligen Sinn auch ihres Innenraumes wirklich zu opfern — dennoch vor allem eigene Lebewesen von personenhafter Strahlungskraft. Dies will sagen: sie ziehen weniger von außen nach innen uns ein, als daß sie von innen nach außen mit eigener Kraft gegen uns ausstrahlen. So führt doch schließlich ein einheitlicher Weg aus einheitlicher Gesinnung vom Westwerke (das schon früh „turris“, Turm genannt wurde) und vom Westchore zum Westturme, im Turme selber aber zu der immer wieder unverkennbaren Forderung nach dem Helme und der ausgeführten Spitze. Die Krönung des Straßburger Münsterbaues durch die Einzelspitze eines Einzelturmes (1439) ist ein rein deutscher Vorgang. Die

Spitzung als Endform der Sprießung ist rechtmäßige Folge der Strahlung. Selbst zwischen einem östlichen Turme, wie dem herrlichen von Groß-St.-Martin zu Köln, und dem westlichen von Freiburg besteht hier eine innere Verbindung.

Auch der italienischen Auffassung gegenüber zeigt sich stärkste Besonderheit. Wenn italienische Kirchen nicht fertig werden, so werden sie gewöhnlich — bei ohnehin seitab stehendem Campanile — *vorne* nicht fertig, und die Vorderwand wartet dann in rohem Zustande mit hohlen Dübellöchern noch heute auf die flach vorzulegende Scheibe der Fassade. Wenn die deutsche Kirche nicht fertig wird, so wird sie gewöhnlich *oben* nicht fertig, und der Gesamtleib des Lebewesens Kirche wartet auf seine letzte Ausstrahlung von innen nach außen und also auch nach oben, auf die krönende Spitze. Natürlich kennt auch Deutschland die doppeltürmige Westfassade (nicht nur in Marburg oder Köln). Das ist dann eben keine Sonderleistung (darum aber auch nicht gleich „Einfluß“ von Frankreich, sondern Gemeinschaft des nördlichen Bodens). Sonderleistungen dagegen dürfen wir getrost wie in Kleeblattchor und Zwerggalerie, so besonders im Westwerk, im Westchore, im Westeinzelturme und in der Turmspitze sehen.

Sonderleistung ist ebenso die Form, die nach dem kurzen wirklichen „Aufnehmen“ des Gotischen schon im gleichen 14. Jahrhundert (das dieses doch eigentlich erst in Nachfolge des Interregnums vollzog) sehr schnell die gotische Basilika wieder verdrängte: es ist die deutsche bürgerliche *Halle*. Hallenkirchen gibt es auch außerhalb Deutschlands, es gibt sie auch im frühmittelalterlichen Deutschland, besonders in Westfalen und Schwaben. Die *bürgerliche Halle* aber, wie sie schon vor der Mitte des 14. Jahrhunderts im Chore von St. Stephan zu Wien, bald in Zwettl, bald in Schwäbisch-Gmünd auftaucht und schon um 1400, noch um 1500 und später im Schwunge ist, sie ist eine volle Eigenschöpfung und Sonderleistung. (St. Georg in Dinkelsbühl, und als wohl Edelstes der Nürnberger Lorenzchor!) Sie ersetzt die basilikale Lichtzufuhr aus dem überhöhten Mittelschiffe durch die großen Fenster der Außenmauer, sie zieht *alle* Schiffe unter eine mächtige, „glückenhafte“ Haube zusammen und macht sie zu einem: sie hebt den Gegensatz zwischen Mittelschiff und Seitenschiffen, zwischen Langhaus und Chor auf, sie kann auch das Querschiff beseitigen; sie schafft ganz neue Formen der Stütze und der Gewölbe. Sie schafft



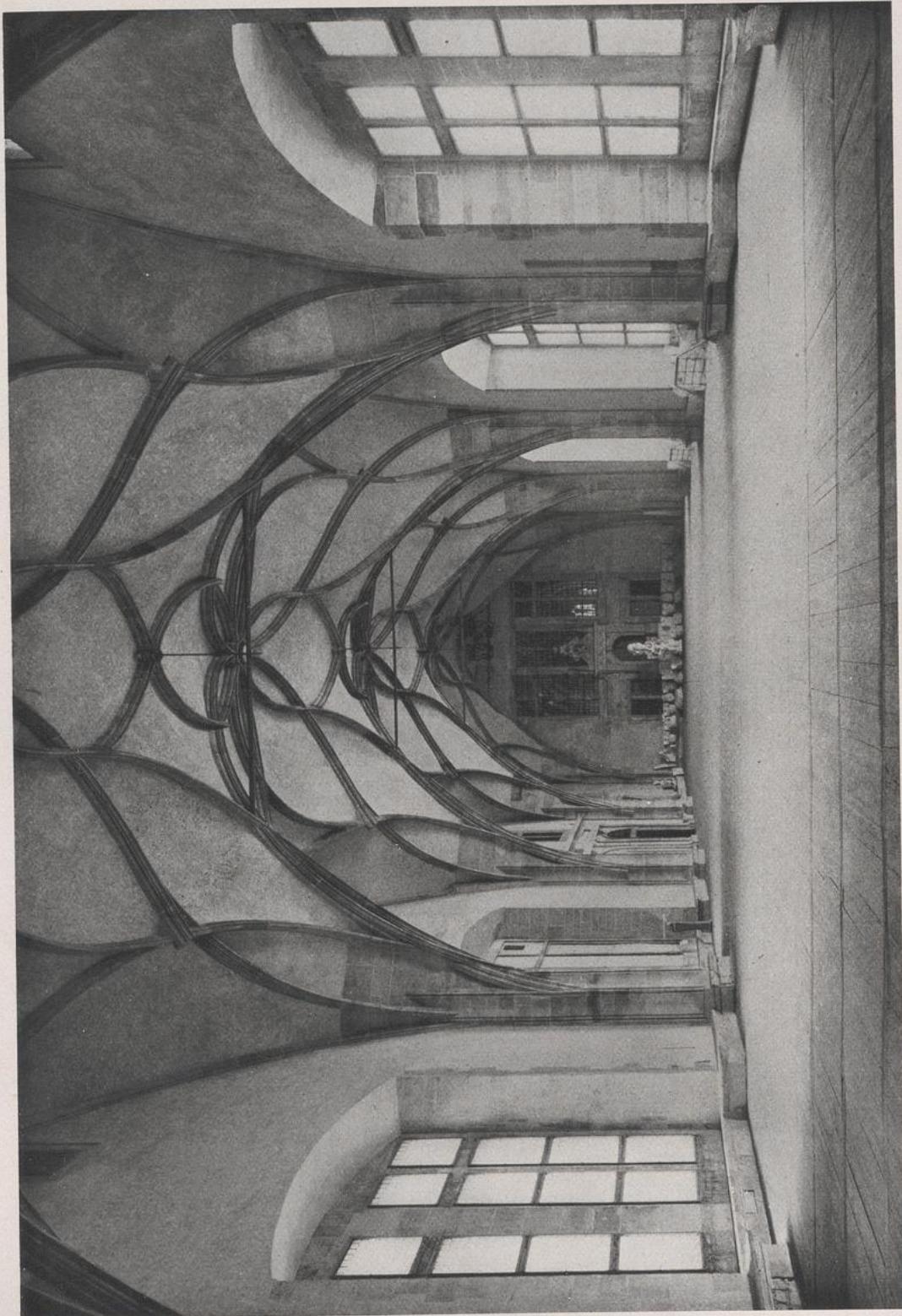
9 *Dinkelsbühl. St. Georg*



10 Nürnberg. St. Lorenz, Chor

das Joch ab, sie schwächt es mindestens soweit, daß der Einheitsraum entsteht. (Der saalartige Hochchor namentlich der deutschen Bettelordenskirchen — die Vorgänger des späteren bürgerlichen Kirchenbaues, auch stets durch Laien ausgeführt und eigentlich selber Sonderleistungen sind — war schon eine Art Vorahnung gewesen.) Jetzt freilich liegt das Gewicht nicht mehr so sehr auf dem Außenbau, der massig und schlicht sein kann, als auf dem Innenraume, der dem Bürger dient — Ausdruck eines neuen und gewiß unkaiserlichen, vielmehr betont deutsch-bürgerlichen Zeitalters, einer Blütezeit der Zünfte, nicht mehr der Bauhütten. Als Aeneas Sylvius, der spätere Papst Pius II., durch Deutschland reiste (seit 1432), wobei er in immer neue Bewunderung über den Glanz unserer Städte fiel, da nahm er auch das Raumbild deutscher Hallenkirchen in sich auf. Er ließ in seiner neugegründeten Stadt Pienza den Dom als Halle bauen, ausdrücklich, weil er diese Form „bei den Deutschen in Österreich gesehen“ hatte. Die Ausführung durch italienische Künstler hat zwar den deutschen Ursprung un- deutlich gemacht, aber daß hier eine Sonderleistung als solche gewirkt hat und zugleich zur Ausstrahlung geworden ist, das ist durch des Papstes eigene Schilderung bezeugt. Übrigens ist auch die Kirche der Deutschen in Rom, die S. Maria dell'Anima, durch den Hallenquerschnitt als deutsch kenntlich gemacht (wobei nur auch hier italienische Ausführung den ursprünglichen Ausdruck verwandelte).

Die deutsche Hallenkirche entwickelte auch *F o r m e n d e s G e w ö l b e s*, die von einer anderwärts gar nicht gewollten Sonderart, die wiederum deutsche Sonderleistung sind. (Nur Spanien hat, wie überhaupt für die Halle, auch für die Gewölbe halbwegs vergleichbare Formen geschaffen; wieweit hier deutscher Einfluß mitgewirkt hat, bedarf noch der Untersuchung.) Nicht nur die bürgerliche Hallenkirche zeigt diese Gewölbe. Auch das Weltwunder des Wladislaus-Saales auf der Prager Burg, Werk des Deutschen Benedikt Rieth, auch manche andere Schloßkapelle, so noch die recht späte des Berliner Kurfürstlichen Schlosses, zeugt von der Lust der Deutschen an feinverschlungenen Gewölben. Zu den berühmtesten gehören die Sterngewölbe der Annaberger Annenkirche, die „wie Weidenruten“ aus den Pfeilern herausgewunden sind, zu den seltsamsten die Netzgewölbe der Marktkirche von Halle a. d. Saale. Solchen Formen gegenüber gilt es, rechtes Verständnis zu behalten. Man verkennt sie völlig, wenn man ihre



11 *Prag. Der Wladislaus-Saal*



12 Annaberg. St. Anna

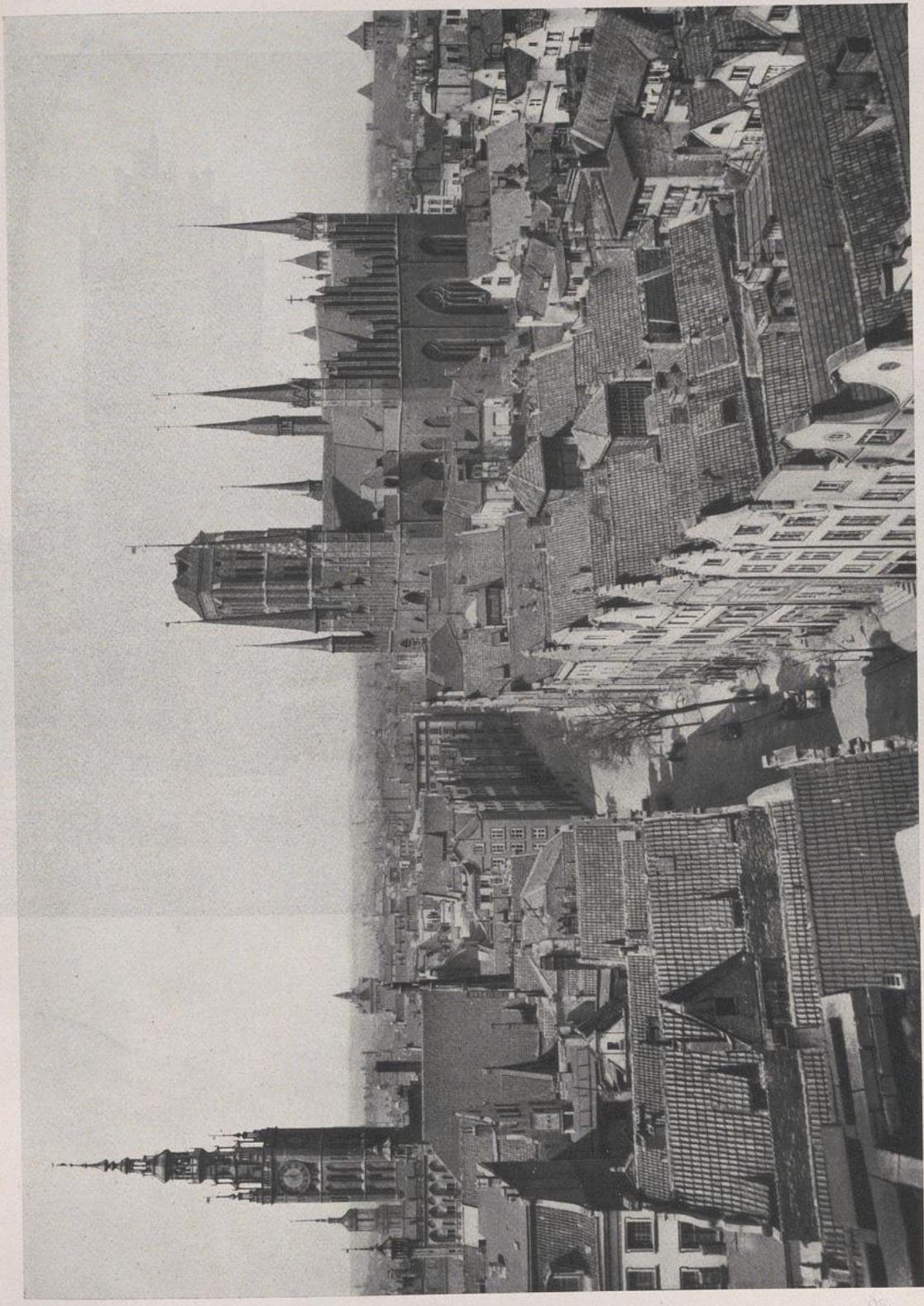
gewundene Verschlungenheit als malerische Verundeutlichung sehen möchte. Gewiß sind sie „Verundeutlichung“ des alten Durchgriffs von unten nach oben, gewiß wollen sie die Decke als (nur lose verbundenes) Eigengebiet von den Stützen lösen. Aber nicht malerisch, sondern *graphisch* sind sie zu lesen, gleichsam Fugen für fleißige Augen, unter gleich reizvollen Mühen zu entziffern wie deutsche Kupferstiche und Holzschnitte der gleichen Zeit. Sie wollen nicht verwirren, sie wollen nur entwirrt sein. Es werden gleichsam kläubelnde, zeichnerische Augen vorausgesetzt. Das war Sonderleistung und war, wie nicht selten, unübertragbar. Wir ahnen vor diesen Gewölbelinien etwas von den Hüttengeheimnissen, von denen ein Teil zur Zeit enträtselt wird. Außerordentlich viel feinste Mathematik wurde damals in unseren Hütten entwickelt. Übrigens hatte sich schon im späten 14. Jahrhundert auch der äußere Ruhm der deutschen bürgerlichen Baumeister, der Parler, später der Ensinger, durchgesetzt. Man berief sie nach dem Auslande, so nach dem Mailänder Dome. Man überlegte in Mailand, ob der Dom „nach deutscher Manier, also in festen Verhältnissen“, weitergebaut werden sollte, und noch 1481 und 1482 wandte sich der Herzog von Mailand an die Straßburger Bauhütte um Rat und Hilfe wegen seiner Domkuppel. Selbstverständlich spricht dies nicht für eine Schwäche der italienischen Baukunst, die ja schon in der Domkuppel von Florenz ein einzigartiges Meisterstück geleistet hatte. Aber es spricht doch für den Ruhm der Deutschen, und zwar gerade jener Künstler, deren Sonderleistung hier angedeutet wurde.

Auch der Nordosten war am bürgerlichen Hallenbau stark beteiligt. Er hat freilich häufiger als der Süden die Basilika geduldet, ja, gelegentlich sie wieder an Stelle der Halle eingeführt. Er konnte das — von unserer Frage aus gesehen — getrost: Der gesamte nordöstliche Backsteinbau war ja Sonderleistung. Seit der „großen Wanderung der Deutschen“ im 12. und 13. Jahrhundert war, die Küsten entlang vor allem sich ausbreitend, eine neue Baukunst entstanden, wie sie kein anderes europäisches Volk besitzt — begreiflich, denn kein anderes europäisches Volk hat damals einen derartigen geschichtlichen Vorgang erlebt. Wie nur wir Deutsche wirkliche ausgedehnte europäische Kolonien besitzen — das stärkste und großartigste Beispiel ist Siebenbürgen! —, so haben auch nur wir Gelegenheit gehabt, ein ehemals eigenes Land wieder wie Neuland

vorzufinden, Neuland gerade der Baukunst. Nur bei uns auch gab es einen rein nach dem Volkstum ausgelesenen Orden, den Deutschen. Dieser und der Orden der Schwertbrüder (in Livland) hat die großartigen Ritterkasernen gegründet, deren äußerste mit dem Namen Hermannsburg bei Narwa steht, letzter Vorposten des eigentlichen Europa gegen den Osten. Marienburg, Marienwerder, Rehden, Mewe, Gollub und viele andere Bauwerke sind vom Orden ausgegangen. Die Städte traten in Wetteifer mit dem Orden. Zuchtvolles Kriegertum und stolzer Bürgersinn haben zusammengewirkt. Man hat mit Recht beobachtet, daß koloniale Bauten gerne auch auf äußere Größe Gewicht legen. Auf viele unserer Backsteinkirchen trifft dies zu. Doch die Größe der Ausdehnung würde allein niemals genügen. Größe der Ausdehnung bei Schlichtheit und Sicherheit der Formen, verzichtvoll kluge Ausnutzung der Ornamentarmut, die vom Werkstoffe nahegelegt war — dies alles verband sich zu den großartigsten Wirkungen, nicht nur im ritterlichen, sondern auch im bürgerlichen, im Städtebau, im Rathausbau. Das Rathaus von Thorn! Welch ein gewaltiger Baugedanke spricht auch noch durch die Schleier der späteren Veränderungen aus ihm — würdig des Volkes, das einst den salischen Innenraum von Speyer geprägt hatte!

Stadtanlagen aus planendem Willen, wie sie besonders die kolonialen Gründungen zeigen — allein der Plan von Breslau nach dem Mongolensturm (1242), noch heute wirksam! —, Gründungen wie Riga, Danzig, Königsberg, Thorn, auch Warschau und Krakau hat nur Deutschland aufzuweisen! Städte als Einheiten überhaupt, als Räume, und darin die Rathäuser! Wohl haben die Niederländer, sie aber ja doch als ursprünglich unser westlicher Flügel, in der älteren Zeit den größten Glanz in Rathäusern entfesselt. Die innerdeutschen Rathäuser aber, die schon im Mittelalter großartige Form gewannen (Lübeck, Stralsund, Thorn!), im 16. Jahrhundert besonders vielseitige und eigene Gestalt annahmen (Ensisheim, Altenburg, Schweinfurth, Leipzig, Paderborn), sie erreichen, besonders um 1600, den Ausdruck wahrer Sonderleistung. Danzig und Emden, Nürnberg und vor allem Augsburg sind in der Großartigkeit ihrer Rathäuser zu ihrer Zeit ohne Vergleich bei den Nachbarn.

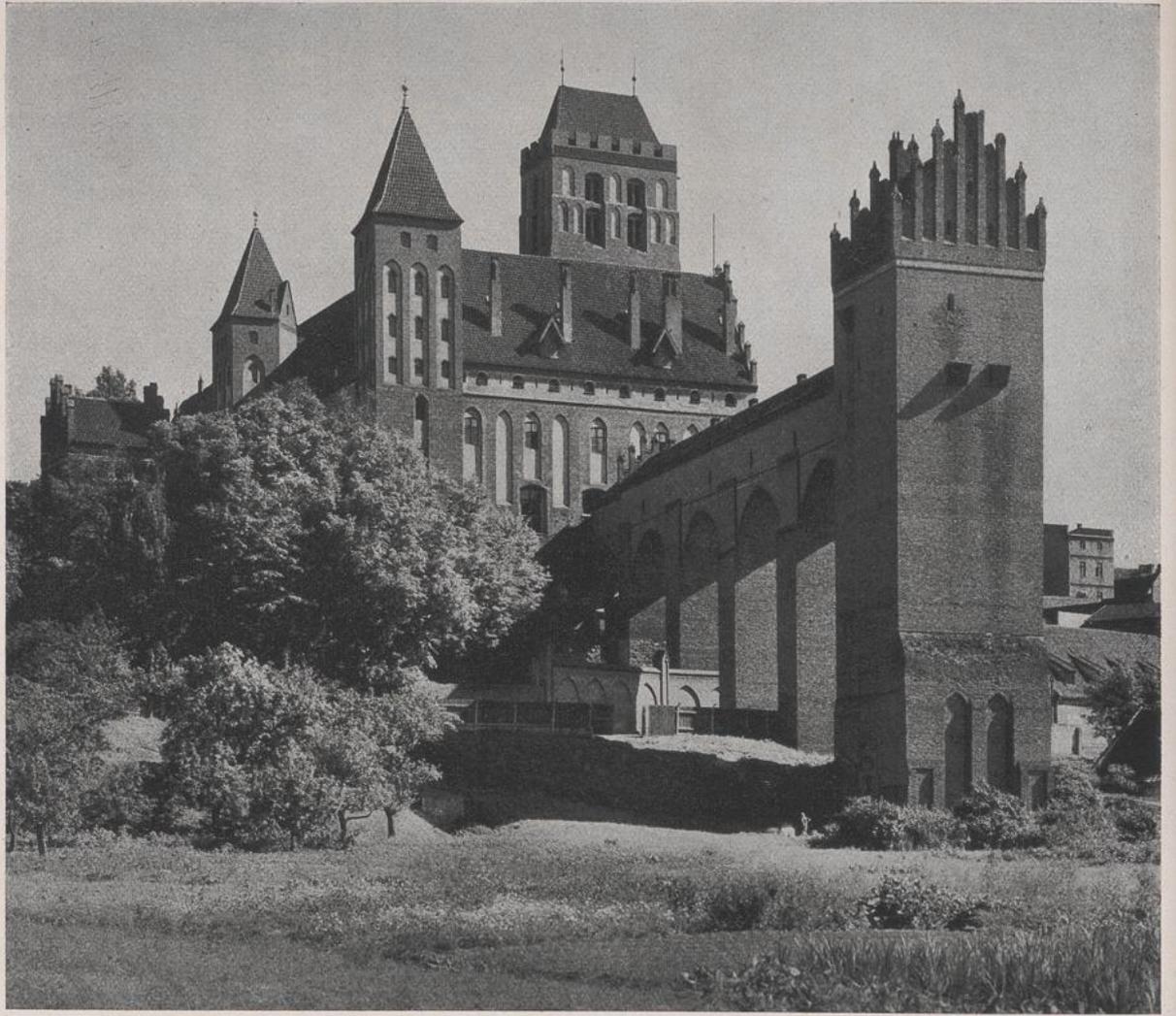
Damals schien Deutschland sich aus dem Elend der Religionsstreitigkeiten erheben zu wollen. Aber deren furchtbarster Ausdruck, der Dreißigjährige Krieg, kam jetzt erst. Als seine schlimmsten äußeren Folgen überwunden



13 Danzig

3\*

35



14 *Marienwerder*



15 *Thorn. Rathaus*

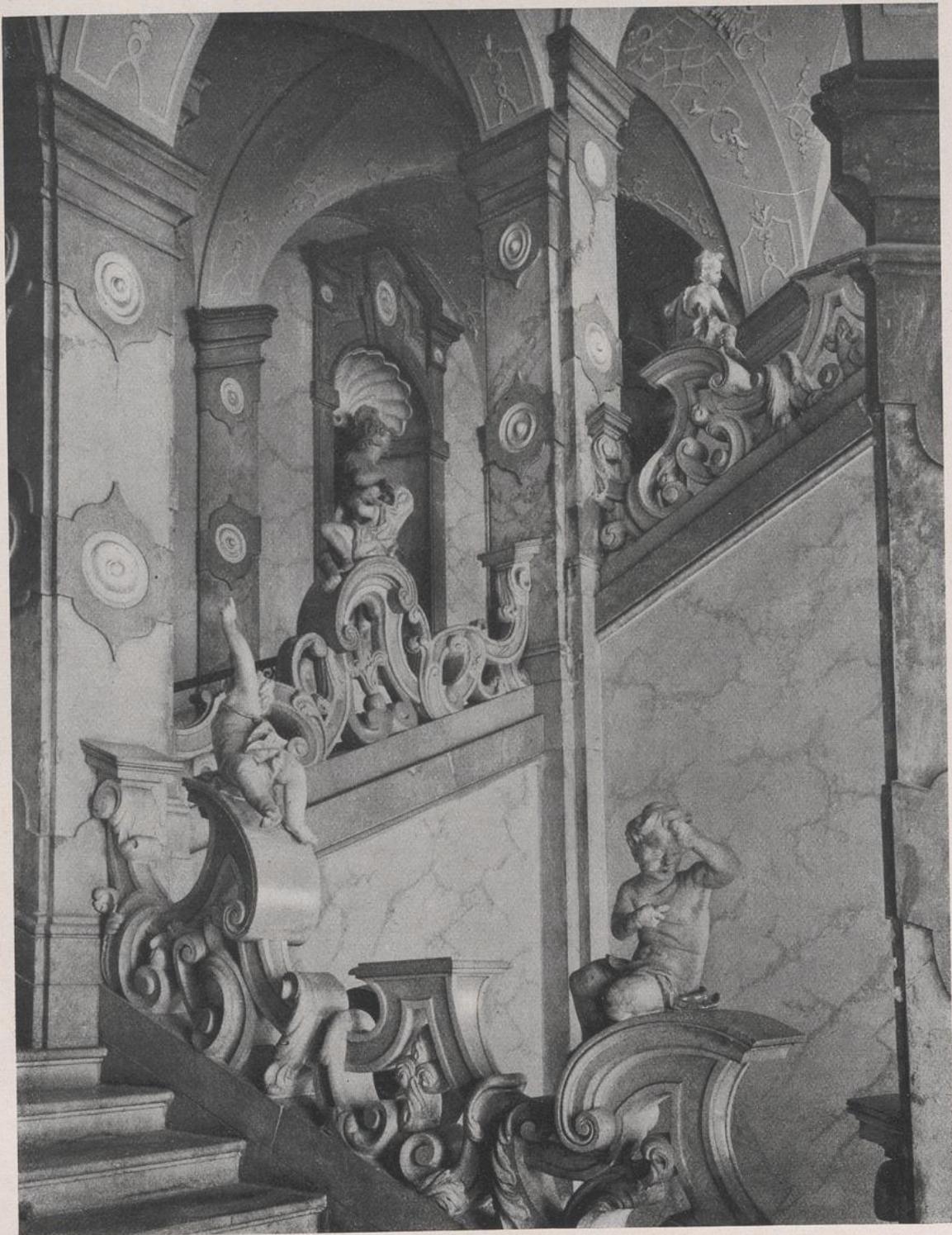


16 Altenburg. Rathaus



17 Augsburg. Rathaus

werden konnten, war die Lage ohne fremde Anfangshilfe nicht zu meistern. Es kam der Barock. Er kam von auswärts, im besonderen aus Italien. Italienische Meister, oft Lombarden von den Alpenseen, bauten weithin in Süddeutschland, Franzosen und Niederländer meist im Norden. Kassel, in der Mitte gelegen, erlebte noch um 1700 beides: den französischen Gartenplan der Karlsaue und den italienischen Bergpark der Wilhelmshöhe. Aus der fremden Anregung (die hier natürlich über jedem Zweifel steht) wurde bald etwas sehr Eigenes. Schon die Salzburger Domtürme Scamozzis und Solaris bewiesen, daß die Forderung unseres Bodens selbst die ausländischen Künstler umformte: die Italiener bauten in Deutschland anders als in Italien. Bald wurden sie durch deutsche Meister verdrängt. Es entstand der *d e u t s c h e B a r o c k*, nicht mehr zu verwechseln mit dem italienischen, soviel er auch diesem in seinen Anfängen verdankte. Hier setzt nun wirklich jenes Verarbeiten und Vertiefen ein, das ja nicht geleugnet, das nur von der Sonderleistung unterschieden werden soll. Es setzte aber mit solcher Entschiedenheit ein, daß am Ende tatsächlich Sonderleistungen entstanden. Raumbilder von solcher malerischen Gelöstheit, wie etwa die Asams sie schufen, sind von völlig anderer Natur, sind bei größtem Können von anderem Wollen als alles Italienische. Weder Guarini noch Borromini sind je in der Verwandlung bescheidener Wirklichkeit zu idealer Unendlichkeit so weit gegangen wie die Asams. Die geistvolle Widersprüchlichkeit der großen Oberitaliener in den Einzelformen — die immer Mathematik ist und eher an die Altdeutschen erinnert —, sie ist etwas völlig anderes, als der *W i l l e z u m T r a u m e*, der den deutschen Barock beleben kann. Dieser ist im Grunde schon ein *r o m a n t i s c h e r W i l l e*. Romantischen Willen werden wir noch an anderen Stellen bestimmend vorfinden, und dann jedesmal als Erzeuger äußerst selbständiger Sonderleistungen. Überhaupt stand eine stolze Reihe vergleichsloser Meister auf, so Fischer von Erlach, Hildebrandt, Schlüter, Pöppelmann, Bähr, Prandtauer, Zimmermann, J. M. Fischer und als zusammenfassend krönendes Genie Balthasar Neumann. Der „Reichsstil“, der im Zeitalter des Prinzen Eugen weit über unsere Volksgrenzen hinaus Mittel- und Osteuropa eroberte, gewann sicher zunächst aus italienischen und französischen Elementen seine Eigenart. Aber es war Eigenart. Es war die alte und durchgehende Eigenart deutscher Baukunst. Sie kann sogar deutschen Barock und staufische

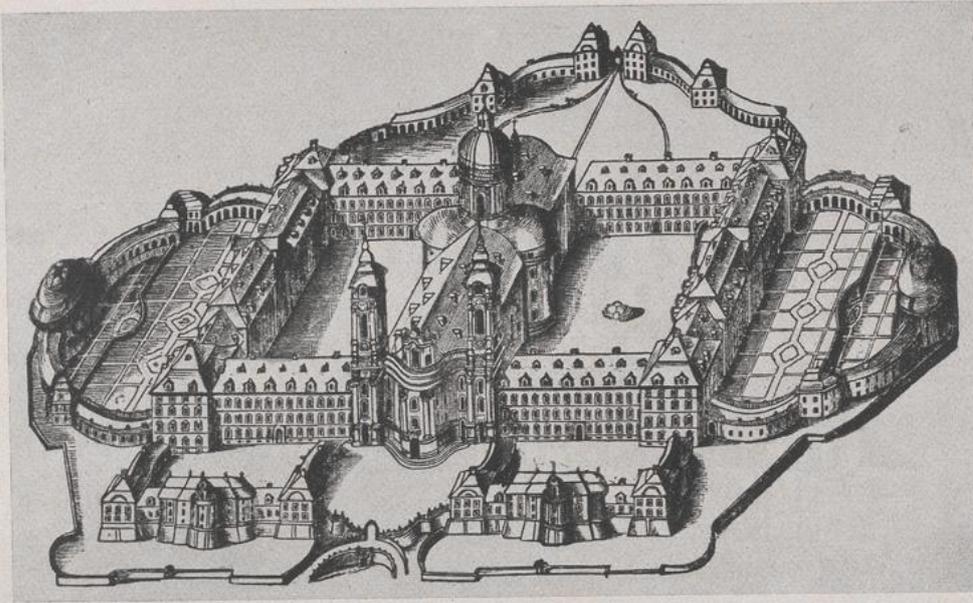


18 Salzburg. Schloß Mirabell, Treppe

Baukunst in innerster Ähnlichkeit zeigen. Das Schönbrunn, wie es Fischer von Erlach plante, war gegenüber Frankreich und Italien etwas Drittes, nicht anders als das Würzburger Schloß Balthasar Neumanns. Das barocke Treppenhaus, ebenfalls nicht ohne fremde Voraussetzung denkbar, hat ebenfalls erstaunliche Sonderart erreicht (Pommersfelden, Belvedere, Würzburg, Bruchsal, Brühl, u. v. a.). Bährs Dresdener Frauenkirche, Pöppelmanns Zwinger, Kirchen wie Zimmermanns Wies, Fischers Rott am Inn, Neumanns Vierzehnheiligen und Neresheim sind nur sehr wenige Namen für viele. Sie bezeichnen bereits Formen, die in Wahrheit als Sonderleistung gelten müssen.

Ferner wollten wir auch fragen, was die Deutschen am längsten trieben, und wir erhalten auch da eine wesenhafte Antwort: nun, ohne Zweifel, die letzten „Kathedralen“ Europas entstanden in Deutschland, als längst, namentlich in Frankreich, die Aufklärung gesiegt hatte. Es sind auf lange hinaus die letzten zugleich festlichen und erhabenen Sakralbauten. Was mit dem französischen Rokoko gleichlaufend erschien, war ebenso einzig neu. Wo gäbe es rings um uns Kostbarkeiten innerster Durchleuchtetheit wie Neubirchau oder die Wieskirche?

Aber selbst wer hier weniger Sonderleistung als Sonderverhalten sehen wollte — dieses Letztere bleibt ja gänzlich unbestreitbar! —, selbst der muß bei ehrlichem Urteil die Sonderleistung mindestens in etwas anderem des deutschen Barocks sehen, in dem großen Klosterkomplexe mit der Kirche als Mitte, wie der Plan von Weingarten, wie Maria-Einsiedeln in der Schweiz, wie Melk, Göttweig, Klosterneuburg, Ottobeuren und viele andere ihn zeigen. Der einzige Vorgänger ist der Escorial aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Wenn hier Verbindungen bestehen sollten, so kämen sie aus den Habsburgern. Ein Habsburger hat den Escorial gegründet, wohl unter Anregung von Spalato her. Nur Deutschland aber kennt als Typus die gewaltige Anlage aus Kirche, Schlössern, Höfen, wie sie in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts entstand. Wenige Ausnahmen, von denen man hört (Portugal, Belgien, Rußland), sind sicherlich als Ausstrahlungen deutscher Kunst zu erklären. Als dichtes Formengeschlecht jedenfalls kommen diese Schöpfungen mit gänzlicher Ausschließlichkeit bei uns vor. Sie sind wahrlich nicht Ausdruck der Askese, sondern eines übermächtigen und stolzen Formentriebes. Sie können zugleich Kaiser-



19 Idealplan von Kloster Weingarten

schlösser sein (Klosterneuburg), sie können ihre „Kaisersäle“ haben (Melk, St. Florian) wie ihre — ebenfalls wohl unvergleichlichen — Bibliotheken. Sie sind vor allem wahre *R a u m s y m p h o n i e n*, und man kann wahrlich nicht an der Tatsache vorbei, daß auch die musikalische Symphonie (nicht die „sinfonia“, das Opernvorspiel der Italiener) eine deutsche Sonderleistung ist. Es ist in beiden Gestaltungen der gleiche lange Atem, die gleiche Bewertung der Wandlung in der Zeit, beim Klosterkomplexe also der *Z e i t i m R a u m e*.

Damit ist die in Wahrheit auffallend reiche Zahl baumeisterlicher Sonderleistungen unseres Volkes noch sicher nicht erschöpft. Auch der deutsche Klassizismus hat solche vollbracht. Das Brandenburger Tor in Berlin (schon ab 1788!) ist nur ein einzelnes Beispiel. Gleichzeitig wissen wir ehrlich, welche große Bedeutung für uns namentlich der französische Klassizismus besessen hat. Die Leistungen unserer goethezeitlichen Baukunst werden z.T. auch in unserer anderen Schriftenreihe gewürdigt werden müssen.

Gänzlich einmalig aber bleibt noch das *d e u t s c h e B a u e r n h a u s*, das *d e u t s c h e D o r f*, die deutsche ackerbürgerliche Kleinstadt. Der Reich-



20 *Melk*

tum der Hausformen nicht nur von Gegend zu Gegend, sondern innerhalb der großen Typen auch noch innerhalb des einzelnen Dorfes, ist in Deutschland über jeden Vergleich erhaben. Es empfiehlt sich eine Reise von Straßburg nach dem französischen Lothringen. Im deutschen Elsaß ein beglückender Reichtum, im französisch denkenden Lothringen eine uns gänzlich fremde Gleichartigkeit der Häuser. Gewiß, in den großen Nachbarländern, wenigstens in Italien, wirken die Dörfer manchmal wie kleine Städte, im alten Deutschland die Städte manchmal wie große Dörfer. Aber „Dorf“ bedeutet bei uns nicht verwinkelte Kleinheit, sondern Stattlichkeit und einen Formenreichtum, in dem noch etwas lebt von jener Kunst des Holzbaues namentlich, die schon im 6. Jahrhundert das Staunen der Fremden hervorrief (Venantius Fortunatus).

### B I L D N E R E I

Zu den auf den ersten Blick unwahrscheinlichsten Behauptungen dieser Schrift wird vielleicht jene gerechnet werden müssen, der in diesem zweiten Abschnitte die erste Stelle gebührt. Sie stellt den häufigen V o r r a n g bildnerischer Arbeit vor der malerischen bei den Deutschen fest. Das alte Vorurteil von der „Formlosigkeit“ als Element unserer Kunst, ebenso auch das wohl richtige Urteil über ihre Liebe zum All, legt nahe, gerade die Neigung zum Plastischen am wenigsten bei uns zu erwarten. Nun aber ist zunächst Arbeit im Plastischen noch keineswegs gleichbedeutend mit reiner Plastizität. Dies gilt durchaus nicht nur für Deutschland, sondern auch für oft größte Bildner des Auslandes (Donatello, Michelangelo, Rodin!). Zunächst soll nur gesagt sein, daß im Gesamtbilde unseres darstellenden Schaffens der Griff des Deutschen nach dem Schnitzmesser oder nach der knetbaren Masse auf lange Strecken hinaus häufiger, ja glücklicher erfolgt erscheint als der nach dem Pinsel und der Malfläche. Wer sich lehrend gezwungen sah, gleichlaufende europäische Erscheinungen zu bestimmten Zeiten in verschiedenen Ländern zu verfolgen, der konnte erfahren, daß er nicht selten auf ein deutsches Schnitzwerk verweisen mußte, um zu einem ausländischen Gemälde die Entsprechung nach Wert und Stillage herzustellen. Besonders gilt dies für das 15. und frühere 16. Jahrhundert, es gilt aber auch für die spätere Barockzeit, wo